

Vom Blasrohr

Autor(en): **Zehntner, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **13 (1948-1949)**

Heft 2-3

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859409>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bericht des Zeichners.

Nachdem mir im September 1945 eine Zusammenstellung der aufzunehmenden Objekte übergeben worden war und ich mir über das Ausmass der Arbeit einigermaßen ein Bild gemacht hatte, begann ich im Oktober 1945 mit den technischen Planaufnahmen. Von Anfang trug ich alle Pläne an Ort und Stelle im Masstab 1 : 100 auf. Ich konnte dadurch rasch die Verhältnisse erfassen, und ein Vergessen oder Danebenhauen, wie es gelegentlich bei Handaufnahmen vorkommt, war beinahe ausgeschlossen. Wenn es mir möglich war, bereinigte ich anschliessend die Aufnahmen. Da die gute Jahreszeit für die Feldarbeit ausgenützt werden musste, liess sich ein Anhäufen der Feldaufnahmen leider nicht vermeiden, was sich hier und da nachteilig auswirkte.

Als Messgehilfen amtierten meistens ältere Schulbuben, die mit Freude und Eifer mitmachten und als Entgelt eine bescheidene Vergütung erhielten.

Im Verlauf von ungefähr zwei Jahren besuchte ich alle Gemeinden des Baselbietes. Ich erhielt in zuvorkommender Weise Zutritt in die schönsten und interessantesten Häuser des Kantons. An einem Ort nur wurde ich vom Besitzer sehr ungnädig empfangen, habe aber sein Haus trotzdem aufnehmen können. Mit Freude denke ich an die verflossene Zeit zurück. Die Arbeit war zwar streng und erforderte viel Geduld. Beruflich bot sie aber manche Anregung. Die Aufnahme so vieler vollendeter Bauformen und mustergültiger Konstruktionen schulte das Auge für die Schönheiten der handwerklichen Kunst unserer Vorfahren. Es ist natürlich nicht unsere Aufgabe, bei Neubauten die traditionellen Formen sklavisch zu übernehmen oder nachzuahmen, doch muss sich unsere Generation bemühen, gute Formen zu schaffen, die zu ihrer Umgebung in einem harmonischen Verhältnis stehen. Im Bereiche eines schönen alten Ortsbildes, oder einer geschlossenen Siedlungszeile von typischen Dreisässenhäusern aber haben die Baufachleute das Hergekommene zu übernehmen und nicht an den alten Formen zu rütteln. Bei solchen Arbeiten werden die Pläne und Aufnahmen der Inventarisierung und die Hefte des Heimatschutzes beider Basel gute Dienste leisten.

M. Schneider.

Vom Blasrohr.

Von Dr. L. Zehntner, Reigoldswil.

1. Einleitung.

Für die Leser, die über das Blasrohr nicht näher orientiert sind, sei zum vornherein festgehalten, dass es sich dabei um ein Schiessgerät handelt, bestehend aus einem leichten, möglichst geraden, meist hölzernen, 1 bis 2 m langen, gelegentlich 3 m und mehr messenden Rohre, mit einer Bohrung von 6 bis 15 mm. Die Geschosse bestehen oft einfach aus harten, runden Samen, oder aus frisch gekneteten Tonkugeln, in der Regel aber aus kleinen Bolzen oder Pfeilchen verschiedener Form, die man am hinteren Ende ins Rohr steckt und sie mit einer kräftigen «Puste», d. h. einem stossweisen, explosiven Blasen durch das Rohr nach dem Ziele jagt. Damit dies mit der nötigen Kraft

und Schnelligkeit geschieht, müssen die Geschosse, welcher Art sie auch seien, den lichten Durchmesser des Rohres annähernd ausfüllen und dennoch darin leicht beweglich sein. Sodann muss der Schütze dafür sorgen, dass er einen guten Luftabschluss zwischen Mund und Rohr zustande bringt. Nur so wirkt sich der beim Blasen entstehende Luftdruck im Innern des Rohres möglichst ungeschwächt auf das Geschoss aus und dieses erhält die für die Treffsicherheit nötige Führung.

Wenn man die verschiedenen Formen und Ausführungen überblickt, unter denen das Blasrohr bei den primitiven Völkern vorkommt, so drängt sich unwillkürlich der Gedanke auf, dass dieses Gerät trotz seiner Einfachheit und äusseren Gleichförmigkeit eine sehr lange Entwicklung durchgemacht hat. Es brauchte wirklich viel, bis es diesen Menschen gelang, mit einfachsten Hilfsmitteln so schöne und kunstvoll bearbeitete Rohre aus Eisenholz herzustellen, wie sie z. B. aus Niederländisch Indien und Südamerika bekannt sind. Man denke nur an die exakten und tadellos sauberen Bohrungen der 1,5 bis 2 m langen Rohre aus massivem, sehr hartem Holz: eine Leistung, die auch einem unserer Schreiner Kopfzerbrechen verursachen würde, wenn er ein solches Stück Holz in der ganzen Länge sauber durchbohren müsste.

Des weitern weist die Entwicklung des Geräts darauf hin, dass das Blasrohr eine sehr alte Waffe des primitiven Menschen ist, ja vielleicht eine der ältesten überhaupt. Es wird dies verständlich, wenn man bedenkt, dass ihm die Natur die Herstellung anfänglich erleichterte, indem sie ihm z. B. den Bambus zur Verfügung stellte, aus dessen dünnstengeligen Sorten leicht einfache Rohre angefertigt werden konnten. Dafür sind diese Rohre aber auch minderwertig und zerbrechlich. Sie werden sozusagen mehr ausnahmsweise verwendet.

Älter und vorerst wichtiger als das Blasrohr ist für den Urmenschen die Keule, die er besonders im Nahkampf gebraucht und die ihm erlaubt, auch grosse Tiere zu bekämpfen, sei es zur Abwehr, sei es, um sie als Jagdbeute zu erlegen. Das im Vergleich zur Keule viel feinere Blasrohr erlaubt dagegen vorerst nur auf Vögel und kleine Säugetiere Jagd zu machen, wogegen es den Vorteil einer Fernwaffe besitzt. Erst mit der Erfindung der vergifteten Pfeile wurde es auch für grössere Tiere gefährlich. Auf jeden Fall leistete es, zusammen mit der Keule, dem primitiven Menschen von jeher gute Dienste. So gut hat sich dieses Instrument bewährt, dass es noch heute bei Natur- und Kulturvölkern vielfach gebraucht wird. Auch in Europa ist es nicht ganz verschwunden, wenn es sich auch in der Hauptsache als Spielzeug erhalten hat. Wenn z. B. ein nichtsnutziger Junge seine Kameraden damit belästigt, indem er ihnen mittels eines Röhrchens aus dem Blütenschaft der Bärenklaue hinterrücks unreife Hollunderbeeren an Kopf und Nacken spickt; oder dass er mit Hilfe eines jungen Sprosses des Holunderstrauches, aus dem das Mark herausgestossen wurde, mit Lehm- oder Tonkugeln Katzen beschiesst, so macht er eben vom Blasrohr Gebrauch. Dass ähnlicher Unfug auch anderwärts vorkam, dafür zeugt die launige, aber doch etwas garstig endende Geschichte «Das Pusterrohr» von Wilhelm Busch (Siehe Bild!). In das gleiche Kapitel gehört die Anekdote aus den «Fliegenden Blättern», da ein Zimmer mit schöner Aussicht auf das Alpengebirge ange-

priesen wurde. Als sich aber ein Liebhaber einstellte, musste der Vermieter zuerst sein Blasrohr hervorholen, um des Nachbarn Katze vom Dach zu vertreiben, weil sie mit ihrem Körper die ganze Alpenaussicht verdeckte. Man sieht, zu was allem so ein Blasrohr gut ist!

2. Das Blasrohr bei den primitiven Völkern.

Das Blasrohr war von jeher (und ist es auch heute noch) bei den Naturvölkern Indonesiens, Central- und Südamerikas stark verbreitet, in Gegenden also, wo hoher Urwald mit guten, geradegewachsenen Holzarten vorkommt; Hölzer, die sich für die Herstellung dünner Rohre eignen. In Uebereinstimmung hiemit steht fest, dass in Steppengebieten das Blasrohr fehlt und als Fernwaffe durch die Steinschleuder ersetzt wird. Die Geschichte von David und Goliath belehrt uns, was mit dieser primitiven Waffe erreicht werden kann, wenn man sie zu führen weiss. Das Blasrohr dient übrigens den Urvölkern nicht als Spielzeug wie bei uns, sondern in erster Linie für die Jagd, dann aber auch in den Kriegszügen, welche die verschiedenen Stämme öfter gegeneinander führen. Um die Wirkung der Geschosse zu erhöhen, werden diese an ihrer Spitze oft vergiftet.

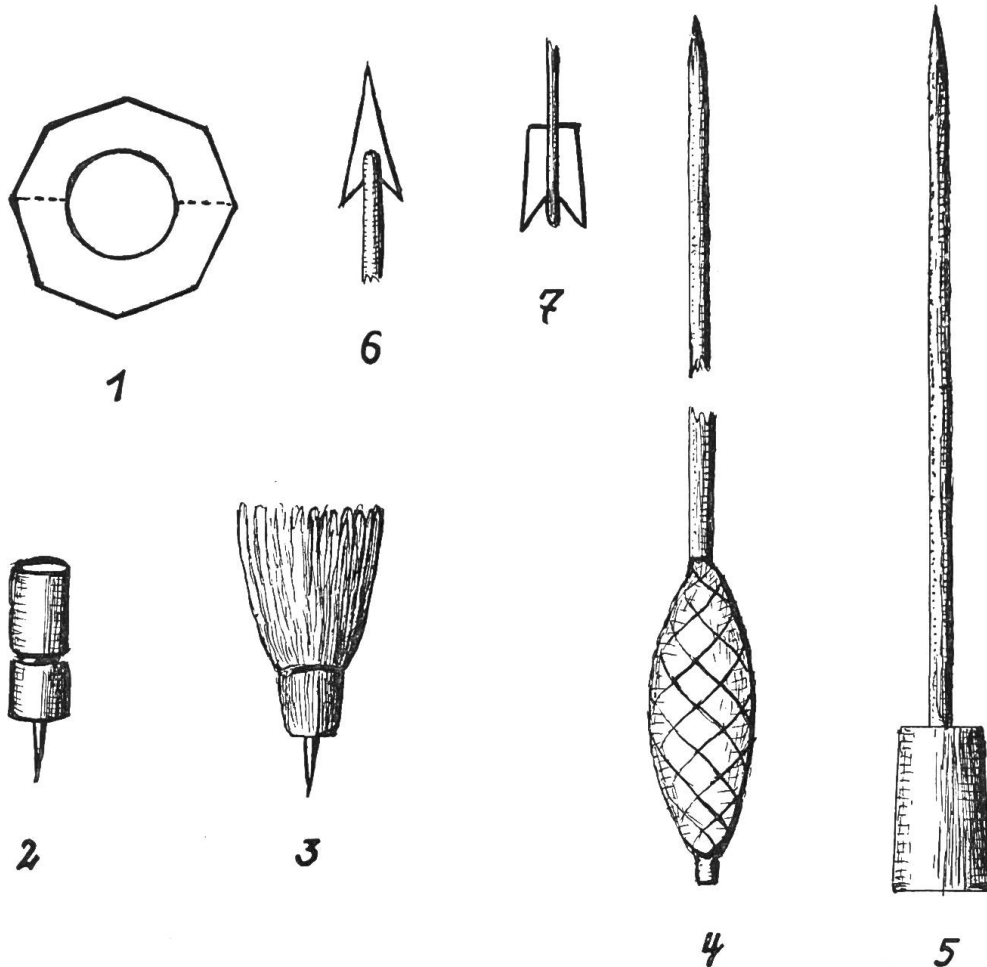
Ueber die Pfeilgifte wurde schon sehr viel geschrieben und auch phantasiert, und doch ist man über verschiedene Punkte noch ungenügend aufgeklärt. Sicher ist, dass es sich dabei um sehr heftig wirkende Pflanzengifte handelt, die selbst bei nur leichter Verwundung lähmend wirken und in kürzester Zeit zum Tode führen. Sowohl in Südamerika als in Indonesien wird das Pfeilgift aus verschiedenen Pflanzen gewonnen. Aus Brasilien ist namentlich das Curare bekannt geworden. Es soll aus der Rinde der Liane *Strichnos toxifera* gewonnen werden. In Indien wird ein ähnlich wirkendes Gift aus dem Milchsaft des *Ipokbaumes* (*Antiaris toxicaria*) bereitet. Es kommen dort ebenfalls verschiedene *Strichnos*-arten vor und von der einen: *Strichnos nux vomica*, werden aus Ceylon regelmäßig die Samen für pharmazeutische Zwecke nach Europa exportiert.

Interessant ist, dass die Zubereitung des Pfeilgiftes nur einzelnen Volksstämmen bekannt ist und diese nützen ihre Wissenschaft als Monopol aus, indem sie mit dem Gift ausgiebigen Handel treiben. Es kommt sogar vor, dass die Zubereitung nur einzelnen Personen anvertraut ist. Merkwürdig erscheint auch, dass die mit Giftpfeilen erlegten Jagdtiere (Affen, Wasserschweine, hühnerartige Vögel, Störche und Fische) unbedenklich verspiesen werden. Nach den Berichten einzelner Reisenden sollen zwar gelegentlich die Stellen, wo der Pfeil traf, ausgeschnitten werden. Es scheint, dass das Gift beim Braten und Kochen unwirksam wird.

Durch freundliches Entgegenkommen von Herrn Dr. A. Bühler, Konservator des Völkerkunde-Museums in Basel, war es mir möglich, einige Blasrohre überseeischer Herkunft näher anzusehen.

a) Am einfachsten gestaltet sich die Herstellung eines Blasrohrs, wenn dazu ein dünnes, gut verholztes *Bambusrohr* gebraucht wird. Es lag mir ein solches aus *Celebes* vor, 165 cm lang, mit einem äusseren Durchmesser von 25 mm und 15 mm lichter Weite. Das Rohr besteht aus 2 Gliedern des Bambus, so dass also eine Scheidewand

durchstossen werden musste, was einige Sorgfalt erheischte. Auf Java konnte ich von einem Chinesen aus Südchina einen 2 cm dicken Bambus erwerben, von dem ein Glied 160 cm lang war und also ohne weiteres als Blasrohr hätte verwendet werden können. Leider ist das seltene Objekt bei einer Feuersbrunst zu Grunde gegangen. Wie mir



Vom Blasrohr. 1 Querschnitt durch das Blasrohr aus zwei verleimten Ahornbrettchen. 2 Hölzchen mit eingeschraubter Spitze, als Bolzen bestimmt. 3 Der fertige Bolzen, Hölzchen (2) bekleidet mit Wollfäden oder Seide. 4 Pfeil mit Wattlepolsterung am hintern Ende. 5 Pfeil mit Kork am hintern Ende. 6 Vorderende eines Blasrohrpfeils aus Borneo mit Metallplättchen. 7 Hinterende eines Blasrohrpfeils aus Celebes mit trichterförmig ausgehöhltem Zäpfchen aus Pflanzenmark, im Längsschnitt. — Alle Figuren nur leicht verkleinert, Fig. 5 in wirklicher Grösse 12 cm lang.

Dr. Bühler erzählte, werden auf niederländisch *T i m o r* ebenfalls Blasrohre aus Bambus gebraucht, meist von ca. 120 cm Länge. Es kommt dort auch vor, dass die Rohre aus 2 Stücken bestehen, die bei Gebrauch zusammengesteckt werden. — All diese Bambusrohre sind verhältnismässig leicht zerbrechlich, weshalb sie hie und da in eigenen Futteralen auf die Jagd mitgenommen werden. Auch muss gesagt werden, dass solch dünne und für Blasrohre geeignete Bambusrohre nicht überall vorkommen, was ihrer Verwendung zu diesem Zwecke enge Grenzen steckt.

b) In andern Fällen werden die Blasrohre aus dünnen Palmstämmchen verfertigt. Bei den Palmen ist die äusserste Schicht der Stämme meist sehr hart, das Innere dagegen eher weich und faserig, so dass es mit der nötigen Geduld herausgestossen werden kann. Es entsteht dann ein weniger elegantes Rohr, dessen feinere Ausarbeitung aber noch viel Mühe und Geduld erfordert. Solche Rohre sind aber solid.

c) Eine Anzahl Rohre aus Borneo und Celebes sind aus hartem und schwerem, sogenanntem Eisenholz angefertigt, schön drehrund bearbeitet und wie poliert. Sie sind 167, 169 und 174 cm lang, bei äusserem Durchmesser von 21 bis 23 mm und Bohrungen von 10 bis 13 mm. Alle diese Rohre bestehen aus massivem Holz, d. h. aus einem Stück. Man muss nur staunen, wie die Leute die tadellos geraden und sauberen Bohrungen über solche Längen fertig gebracht haben. Das eine Rohr aus Borneo ist am hinteren Ende zu einem Mundstück von 35 mm Durchmesser verdickt und am vorderen Ende mit Blech beschlagen. Das Rohr aus Celebes zeigt am hinteren Ende eine fest anschliessende, 3 cm lange Hülse aus einer weissen, beinartigen Masse. Die beiden Rohre aus Borneo tragen an ihrem vorderen Ende einen «Zielkörper», bestehend im einen Falle aus einem vierkantigen, nach oben gebogenen Eisenstück von mehreren Centimetern Länge; im andern Falle aus einem ebenfalls vierkantig zugeschnittenen Holzstäbchen, das am Ende knopfartig 1 cm in die Höhe ragt. Ausserdem trägt jedes dieser Rohre eine kräftige eiserne Lanze, die zusammen mit den Zielkörpern mittels Rottang fest an die Rohre gebunden sind. Die freien Enden der Lanzen messen 28 resp. 45 cm. — Beim Bambusrohr aus Celebes, das keine Lanze trägt, sind 180° auseinanderstehende breitlamellenförmige hölzerne Zielkörper angebracht.

Die zu diesen Rohren aus Indonesien gehörenden Pfeile bestehen offenbar aus Bambusholz. Nur dieses lässt sich so leicht spalten und sauber bearbeiten und ist auch bei geringer Dicke noch sehr widerstandsfähig. Die Pfeile aus Borneo sind 20 bis 25 cm lang, meist nur 1,5 bis 2 mm dick und am vorderen Ende sehr spitz zulaufend. Am hintern Ende tragen einige ein konisches Zäpfchen aus Pflanzenmark: 15 mm lang und am dickern hintern Ende mit 8 bis 9 mm Durchmesser. Diese Zäpfchen sorgen für den nötigen Luftabschluss im Rohr.

Eine Anzahl dieser Pfeilchen sind 2,5 bis 3,5 mm dick und am vorderen Ende mit einer Pfeilspitze aus einem Metallplättchen bewehrt (Fig. 6). Alle diese stärkeren Geschosse sind am spitzen Ende mit einer schmutzigen Kruste überzogen, wahrscheinlich Reste der Giftmasse, mit der sie seinerzeit beim Jagen bestrichen worden sind.

Die Pfeilchen aus Celebes sind länger und stärker, 26 bis 30 cm lang und 3 bis 4 mm dick. Auch hier sind noch einige am stumpfen Ende mit einem konischen Zäpfchen aus Pflanzenmark versehen, 20 mm lang und am dickern Ende mit einem Durchmesser von 12 mm. Eines dieser Zäpfchen ist auf der breiten Fläche trichterförmig ausgehöhlt, wohl um die Fläche, die beim Pusten dem Luftdruck ausgesetzt ist, zu vergrössern (Fig. 7). Einige der Celebespfeilchen zeigen ebenfalls Spuren davon, dass sie einst mit Giftmasse bestrichen worden waren.

d) Ueber die Blasrohre aus Südamerika, namentlich aus dem Gebiet des Amazonenstromes, ist nach zuverlässigen Mitteilungen zu

sagen, dass sie wesentlich länger sind als die aus Indonesien besprochenen. Sie sind mindestens 250 cm, meistens aber 300 cm und sogar bis 325 cm lang, am hinteren Ende 5 cm dick und verjüngen sich nach dem vorderen Ende auf 18 mm. Die Bohrung hat nur 6 mm Durchmesser. Auch diese Rohre bestehen aus Eisenholz und zwar wird mit Vorliebe Palmholz dazu verwendet, das leicht zu spalten ist. Die Rohre bestehen nicht aus einem Stück, sondern sind aus 2 lattenförmigen, gut aufeinander passenden Holzstücken zusammengesetzt, weil die Bohrung offenbar über die grosse Länge als zu schwierig erachtet wird. Auch so muss schon die Zubereitung dieser Latten und die Bearbeitung auf die drehrunde, glatte Form enorm viel Zeit und Geduld erfordern. Ist es dann aber so weit, so wird auf der ebenen Seite jeder Latte die Hälfte der Bohrung provisorisch eingeritzt, dann werden die Latten aufeinander gelegt, an einigen Stellen zusammengebunden und das ganze mit Wachs überzogen, um die Fugen zwischen den Latten abzudichten. Nachher wird das Rohr in seiner ganzen Länge mit starken Bastfasern fest zusammengeschnürt; es folgt eine zweite Lage Wachs rundum, dann wieder eine Umschnürung mit Bast und zuletzt wird das Ganze oft noch mit einer Art Lack überzogen. Damit ist das Rohr aber noch lange nicht fertig; denn nun muss die Bohrung noch vervollkommen werden. Das geschieht in ingenieuser Weise so, indem eine starke Schnur durch die provisorische Bohrung gezogen wird. Jedes Ende dieser Schnur wird an einen Pfosten festgebunden, mit Wasser feiner Sand in die Bohrung hineingeschwemmt und das Rohr beständig hin- und hergezogen, wodurch die Unebenheiten langsam abgeschliffen werden. Aber es dauert Wochen und Wochen, bis die Bohrung die gewünschte Gleichmässigkeit und die nötige Glätte erreicht hat. Man sieht daraus, was für eine langwierige und mühsame Sache die Herstellung eines solchen Rohres ist. Dafür erzielen die Indianer dann auch sehr bemerkenswerte Resultate.

Ich vermute, dass die langen Blasrohre nicht immer freihändig benützt werden, sondern beim Schiessen oft auf einen festen Gegenstand aufgelegt werden. Auch ist es klar, dass das Schiessen bei der dünnen und sehr langen Bohrung ausserordentliche Kraft erfordert. Es wird denn auch berichtet, dass bei gewissen Indianer-Stämmen die Blasrohrjäger Brust und Unterleib fest mit Bastbinden umgürten, um kräftiger blasen zu können. Ausserdem sind die Rohre am hinteren Ende oft noch mit einem trichterförmigen Aufsatz versehen, der einen guten Luftabschluss zwischen dem Mund des Schützen und dem Rohre ermöglicht. Nach verbürgten Berichten können mit diesen Rohren die Pfeilchen 50 bis 60 Meter weit getrieben werden, so dass Jagdtiere von der Grösse eines Eichhorns noch mit Sicherheit getroffen werden. Angesichts der Lautlosigkeit des Schiessens und der Giftigkeit der Geschosse stellt das Blasrohr für die Jagdtiere eine unheimliche und überaus gefährliche Waffe dar. Es wird dann auch von Reisenden rapportiert, dass z. B. Affen und wilde Hühnerarten durch die Indianer in grösserer Zahl zur Strecke gebracht werden können, ehe die Herde oder der Schwarm bemerkt, dass der Tod durch die Luft angeflogen kommt.

Die Pfeile sind in Südamerika meist 15 bis 20 cm lang, also kürzer als in Indien, was vielleicht mit der Länge der Rohre zusam-

menhängt. Immerhin gibt es auch Pfeile bis 30 cm Länge. Sie werden mit Vorliebe aus Bambusholz hergestellt, sind höchstens 1,5 mm dick, am vordern Ende etwas schwerer, aber über 25 bis 30 mm lang sehr scharf zugespitzt. Um den Luftabschluss gegen die Bohrung zu erreichen, werden sie unmittelbar vor dem Schuss am hintern Ende mit Baumwolle unwickelt und deshalb trägt der Schütze immer einen Vorrat dieser Fasern, in einer Kalebasse gut gegen Feuchtigkeit geschützt, bei sich. So erklärt es sich, dass die im Köcher vorhandenen zahlreichen Pfeile nicht die Polsterung tragen, wie sie in Fig. 4 abgebildet ist. Ganz ähnlich verhält es sich in Indien. Auch dort fehlen die Zäpfchen aus Pflanzenmark bei den Pfeilen im Köcher und diese Zäpfchen werden erst unmittelbar vor dem Schuss aufgesetzt. Sie dienen offenbar nur ein Mal und wenn in den Sammlungen einige wenige Pfeile mit den Zäpfchen versehen sind, so ist das nur für die Demonstration geschehen.

Endlich sei noch festgehalten, dass von verschiedenen primitiven Völkerschaften bei der Jagd auf kleine Säugetiere und Vögel Pfeile verwendet werden, die am vorderen Ende stumpf, ja gelegentlich sogar etwas verdickt sind. Solche Pfeile werden mit so viel Kraft abgeschossen, dass die getroffenen Tier nur betäubt werden und der Jäger sich ihrer leicht bemächtigen kann. Sie haben den Vorteil, dass äusserlich kein Blut fliesst und also weder der Pelz noch das Gefieder beschmutzt wird.

3. Das Blasrohr in Europa.

In Europa scheint das Blasrohr bei den Urvölkern nicht bekannt gewesen zu sein. Wenigstens wissen die Hauptwerke über Völkerkunde darüber nichts positives mitzuteilen, wogegen erwähnt wird, dass im Osten Europas der Bogen und vergiftete Pfeile wohl bekannt waren und deren Gebrauch im Balkan noch im Mittelalter nachgewiesen seien. Es macht den Eindruck, als ob das Blasrohr erst nach Entdeckung der überseeischen primitiven Völker von Reisenden als Kuriosität herübergebracht worden sei. Offenbar hat es in der Hauptsache nur als Spielzeug und zu Sportübungen gedient; indessen ist es stellenweise doch auch zur Jagd verwendet worden. So erinnere ich mich, in meiner frühen Jugend in der *Gartenlaube* von einer Vogeljagd mit Blasrohr in *Deutschland* gelesen zu haben. Es gibt dort einen Vogel (der Name ist mir nicht mehr rememberlich), der, ähnlich wie bei uns der *Bergfink*, im Herbst und Winter in Schwärmen erscheint und auf der Nahrungssuche in Massen in gewisse Wälder einfällt. Zur Nachtzeit lassen sich diese Vögel gerne auf mehr oder weniger horizontal verlaufenden Aesten, dicht gedrängt, einer am andern, zum Schläfe nieder. Die Blasrohrjäger rücken dann, jeder mit zwei Gehilfen, wovon einer eine Fackel trägt, aus und blasen mit Tonkugeln je einen der Vögel aus der Reihe heraus. Alsobald rücken die andern zusammen, um die Lücke zu schliessen, und das Blasrohr funktioniert weiter, währenddem der zweite Gehilfe die Tiere in einen Sack sammelt. So kann der Jäger oft eine grosse Anzahl erbeuten, ohne dass die armen, schlaftrunkenen Vögel erwachen. Ist er aber einmal so ungeschickt, mit seiner Tonkugel nicht einen der Vögel, sondern den Ast zu treffen, so erwachen die Vögel vom lärmenden Aufschlag des Geschosses und der ganze Schwarm erhebt sich mit beträchtlichem

Tumult und Geschrei, um sich anderswo, oft weit weg, niederzulassen. Mit der Jagd ist es dann für jene Nacht vorbei. Ob solche Jagden noch heute in Deutschland vorkommen, ist mir nicht bekannt. Dagegen soll das Blasrohr in Schweden immer noch zur Vogeljagd verwendet werden.

Im Baselbiet ist das Blasrohr nicht ganz unbekannt. Zwar ist es nicht so, als hätte ich das Gerät aus Java oder Brasilien mit nach Hause gebracht. In Java ist es so ziemlich ausser Gebrauch geraten, schon durch die langjährige Kolonisationszeit, die bewirkte, dass die kriegerischen Volksstämme unter sich Frieden halten mussten. Für die Jagd, die in einem so stark bevölkerten und kultivierten Lande keine grosse Bedeutung mehr spielt, stehen leichte Gewehre zur Verfügung. Ich muss gestehen, dass ich auf Java nie ein Blasrohr gesehen habe; ich habe auch kaum darnach gefragt, schon weil ich damals Wichtigeres zu tun hatte.

In Brasilien ist das Blasrohr nur bei den Indianern in Gebrauch und die leben so weit im Innern, dass man kaum mit ihnen in Berührung kommt, es sei denn, dass man sich solches extra vornimmt und monatelange Reisen ausführt. Auch in Brasilien habe ich mich nicht um das Blasrohr gekümmert.

Nein, die Geschichte meines Blasrohrs weist keine exotischen Züge auf. Die Sache ist ganz einfach so, dass ich in meiner frühen Jugend im Elternhause ein derartiges, schon etwas gebrechliches Gerät entdeckte. Dabei erfuhr ich, dass vor langer Zeit mein Vater (geb. 1815) mit seinen Freunden gelegentlich Wetschiessen in der Stube damit veranstaltet hatte. Diese «Schiesset» fanden also wohl vor mehr als 100 Jahren statt. Die Sache interessierte mich nicht wenig, doch konnte ich damals den Sport nicht in Gang bringen, weil keine Geschosse mehr vorhanden waren und mir über deren Beschaffenheit nicht genügend Auskunft erteilt werden konnte. Erst viel später fand ich bei Schiesszeug, das zu Stutzern gehörte, welche die Freischarenzüge und den Sonderbundsfeldzug mitgemacht hatten, einige Reste von Blasrohrbolzen, die es mir ermöglichten, solche in brauchbarer Form herzustellen. Nun lebte der Blasrohrsport in meiner Umgebung wieder auf. Jung und Alt interessierte sich dafür und jedermann staunte über die Schnelligkeit und die relative Treffsicherheit, mit der die Pfeilchen oder Bolzen nach dem Ziele flogen. Wer bei uns vorbeikam, wurde in die neue Schiesstechnik eingeweiht und alle fanden Freude daran, besonders die Jugend. Wie es aber mit solchen Spielen gewöhnlich geht: das Interesse daran flaute nach einiger Zeit ab und die Sache geriet neuerdings in Vergessenheit. Eine Missions-Verkaufs-Ausstellung, wo auch ein Blasrohr demonstriert wurde, rief den Sport wieder in Erinnerung. Mehrfach wurde ich angegangen, die Sache wieder in die Hand zu nehmen. Doch konnte ich der Anregung keine Folge geben, weil inzwischen — es waren viele Jahre drüber vergangen — unser Blasrohr spurlos verschwunden war. Schliesslich, als mich der Redaktor dieser Blätter ermunterte, meine Erfahrungen mit dem Blasrohr als Beitrag zu unsern volkstümlichen Spielen zum Besten zu geben, liess ich vom Nachbar Schreiner ein Blasrohr ähnlich dem alten anfertigen und berichte nun über den Gegenstand.

Das neue Rohr besteht aus Ahornholz und hat eine Länge von 120 cm. Da die Bohrung auf diese Länge seine Schwierigkeiten hat,

fährt man besser, solche Rohre aus zwei Brettchen von z. B. 15 mm Dicke herzustellen (also wie in Südamerika), in die man je die Hälfte der Bohrung mit einem Rundhobel aushebt und dann die zwei Brettchen exakt verleimt. Beim Verleimen tut man gut, die Brettchen verschränkt miteinander zu verbinden, um dem Krümmziehen entgegen zu wirken. Die Bohrung hat einen Durchmesser von 15 mm und der Querschnitt des Rohres wird am einfachsten achteckig gehalten (Figur 1). Bei Beachtung der angegebenen Masse erhält das Rohr eine gefällige Form und ein leichtes Gewicht.

Die von mir mit Erfolg verwendeten Bolzen haben ungefähr die in Fig. 3 dargestellte Form und Grösse und werden wie folgt hergestellt: Man verschafft sich zylindrische Hölzchen von gutem, nicht zu hartem Holz, 8 mm im Durchmesser und 20 bis 22 mm lang, an denen man etwas vor der Mitte eine 1 bis 2 mm breite, rundum gehende Kerbe anbringt (Fig. 2). Auf der kürzern Seite der Kerbe schraubt man ein dünnes, 20 mm langes Schraubchen zur Hälfte ein und wenn dieses gut fest sitzt, wird das Schraubköpfchen abgeschnitten und das freie Ende spitz zugefeilt. Nun nimmt man ein 30 bis 35 mm breites Stück festen Karton und windet darauf feine Strickwolle in einer Breite von 25 mm auf, ein Faden exakt neben dem andern in doppelter Lage. Darauf schneidet man die aufgewundenen Wollfäden längs der einen Kante des Kartons auf. Die so erhaltene Doppellage von Wollfäden wird dann mit der Schere in der Mitte ihrer Länge durchgeschnitten und so erhält man die Bekleidung für zwei der zubereiteten Hölzchen. Jetzt bestreicht man den kürzeren Teil eines Hölzchens samt der Kerbe mit Klebmasse, rollt es über die Lage Wollfäden, drückt etwas an und bindet die Wolle mit starkem Nähfaden in der Kerbe fest. Die Enden der Wolle werden zurecht gestutzt, die kurzen auf das Hölzchen geklebt und das Ganze gut getrocknet.

Viel einfacher ist die Konstruktion der Geschosse, wie sie auf der genannten Missionsausstellung vordemonstriert wurden. Sie bestehen aus einem etwa 20 cm langen und 3 mm dicken Stäbchen, das am einen Ende zugespitzt ist, am anderen in einem Korkzapfen steckt. Der Kork muss natürlich der Bohrung des Blasrohrs angepasst und leicht darin beweglich sein (Fig. 5). Diese Pfeile sind eigentlich eine Nachahmung der auf Borneo und Celebes gebrauchten, die an Stelle der Korken ein konisches Zäpfchen von einem Pflanzenmark tragen. Das Blasen dieser langen Pfeile ist entschieden anstrengender als das der wollgefiederten Bolzen (Fig. 3). Ich verwende daher lieber solche von nur 10 bis 15 cm Länge. Es ist dann aber von Vorteil, sie etwa 2 cm vor der Spitze etwas zu beschweren, indem man sie mit festanliegendem dünnen Kupferdraht umwickelt. Anstatt der Korken können die Stäbchen an ihrem hintern Ende nach Indianerart auch mit einer spindelförmigen Polsterung aus Watte, die als Luftabschluss dient, versehen werden (Fig. 4).

Als Zielscheibe dient für die wohlgefiederten Bolzen ein Brett aus weichem Holz. Die Pfeilchen mit Korken dringen zwar in solches Holz auch ein, verderben aber bald. Ich benütze für sie mit Vorteil eine mit Papier überzogene Scheibe aus gepresstem Torf, wie solcher zum Auslegen von Insektenkasten verwendet wird.

Sollten die vorstehenden Zeilen hier oder dort zum Aufleben des Blasrohrsports Anlass geben, so sei ausdrücklich darauf aufmerksam

gemacht, dass die Geschosse, welcher Art sie auch seien, ihre Gefährlichkeit haben, namentlich für den Kopf und das Gesicht. Bei Gebrauch des Blasrohrs sollte die gleiche Vorsicht herrschen wie bei einer Schusswaffe. Es soll nie geschossen werden, bevor das Ziel ganz frei ist. Dies zur Warnung für Jung und Alt.



Aus Wilhelm Busch, *Das Pusterrohr*, 5. Bild.

Hier sitzt Herr Bartelmann im Frein
 Und taucht sich eine Bretzel ein,
 Der Franz mit seinem Pusterrohr
 Schiesst Bartelmann ans linke Ohr.
 Ei, Zapperment — so denkt sich der —
 Das kam ja wohl von unten her!
 Doch nein — denkt er — es kann nicht sein!
 Und taucht die Bretzel wieder ein,
 Und — witsch — getroffen ist die Bretzen,
 Herrn Bartelmann erfasst Entsetzen. (Bild)
 Und — witsch — jetzt trifft die Kugel gar
 Das Aug', das sehr empfindlich war.
 So dass dem braven Bartelmann
 Die Träne aus dem Auge rann.
 Ei, Zapperment — so denkt sich der —
 Das kommt ja wohl von oben her! —
 Aujau! Er fällt — denn mit Geblase
 Schiesst Franz den Pfeil ihm in die Nase.
 Da denkt Herr Bartelmann: Aha!
 Dies spitze Ding, das kenn ich ja!
 Und freudig kommt ihm der Gedanke:
 Der Franz steckt hinter dieser Planke!
 Und — klapp! schlägt er mit seinem Topf
 Das Pusterrohr tief in den Kopf!
 Drum schiess mit deinem Püstericht
 Auf keine alten Leute nicht!

Literatur.

- Brunner F.**, Spielzeug aus eigener Hand. Aarau-Zürich, ohne Jahr. In einer Zusammenstellung «Unsere einheimische Pflanzenwelt im Dienste des kindlichen Spieles», S. 12, wird die Verwendung der Brustwurz (Angelica) als Blasrohr von G. Müller für Baselland erwähnt.
- Busch W.**, Das Pusterohr. In: W. Busch-Album, ohne Jahr.
- Buschan G.**, Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden, Stuttgart 1922—1926.
- Ciba-Zeitschrift**, Basel, Dezember 1939. Vier Abhandlungen über Pfeilgifte. Bühler A., Ueber die Verbreitung des Blasrohrs mit ungiftigen Pfeilen,
- Up de Graaf**, Bei den Kopffägern des Amazonas. Leipzig 1924.
- Müller G.**, Selbstgemachtes Spielzeug im Herbst und Winter. Baselbieter Heimatblätter, 1. Jahrgang, Liestal 1936, Seite 52.
- Tessmann G.**, Menschen ohne Gott. Ein Besuch bei den Indianern des Ucayali. Stuttgart 1922.

Es Baselbieter Strössli.

Von **Margaretha Schwab-Plüss**, Sissach.

Es Strössli lauft gheimernütig duruuf in Wald,
 higgsi häggi hü, me gseht, ass' im gfallt.
 Es schließt ins Gstüüd und tief unders Laub!
 so chüel ischs do und so gar kai Staub!
 Die Felsenase sy so interässant;
 men isch uf die äneri Syte so gspannt!
 Und das Grünen, das herlig! Gwüs zähnerlai!
 D Bäum sy wider anderscht as s Miesch am Stai.
 Gege d Sunnen ischs wie nes Transbaränt;
 öppen ainischt gohts Täli uuf für e Momänt,
 und me gseht dur die grüeni Pracht,
 wie undenufen es Dörfli lacht,
 es rots Chilledach, e Garte voll Rose,
 cha ime glaitige Bach zuelose.

Und zoberischt — juhe! — gseht me d'Jurabäрге!
 Und zhinderscht, wie Rise hinder de Zwäрге,
 stönde d Alpe schneewyss am Himmel do.
 Jetzt rennt mys Strössli wie s Wätter dervo.
 Die Ussicht uf der Höchi lüüchtet im y.
 Wär wett nit so nes Baselbieter Strössli sy?

Allerlei.

Ein Nachtrag zur Ehrenfahne aus dem Sonderbundskrieg.

In Nr. 4 der «Baselbieter Heimatblätter» des Jahrganges 1947 haben wir auf Seite 177 die im Kantonsmuseum Liestal aufbewahrte Fahne mit der Aufschrift «Eintrachts-Verein von Sursee» abgebildet. Sie trägt im Katalog die Nummer H 518 und wurde seinerzeit im Zeughaus durch den Berner Historiker Dr. A. Zesiger als «Beute aus dem Freischarenzug» bezeichnet. Da aber der Freischarenzug von 1845 auch für die Baselbieter in der Gefangenschaft endete, konnte kaum von «Kriegsbeute» die Rede sein.